

(Nachdruck verboten.)

48] Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Gyan.

Kurt von Solfershausen, der aufgeregter schien als sein Klient, nickte bei der Bemerkung des Präsidenten lebhaft. . . . Wenn es ihm gelang, die Geschworenen zu dieser Ansicht zu bringen, dann hatte er gewonnen! Es war auch dann noch möglich, daß das Gericht den Angeklagten zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilte — er traute diesem Biedermann mit dem ehrwürdigen Aussehen auf dem Präsidentenstuhl durchaus nicht! . . . Aber der Sellwig behielt doch wenigstens seinen Kopf! . . . Der junge Rechtsanwalt streifte mit seinem Blick flüchtig die Zeugenbank und sah, daß die Augen des blonden Mädchens wie betend an ihm hingen. . . . Ein leichter Schweiß trat ihm auf die Stirn. . . . Nein, es durfte nicht geschehen! Zum Tode verurteilen durften sie den Angeklagten nicht! . . . Noch einmal überlas Kurt flüchtig seine Aufzeichnungen, wenn ihm nur Sellwig jetzt nicht einen Strich durch die Rechnung machte mit seinem unternehmbaren Temperament! . . . Freilich, in der letzten Zeit hatte er ihn bei seinen Besuchen merkwürdig still und in sich gefehrt gefunden. . . . Aber das konnte eine Ruhe vor dem Sturme sein. . . .

Und von schlimmen Ahnungen gequält, wandte sich Kurt von Solfershausen zu seinem Klienten und sprach leise auf ihn ein: Er solle doch ja still sein. . . . Nur ja nicht die Richter reizen durch unvorsichtige Äußerungen! . . . Sollte alles ihm überlassen! ja? nun, dann würde ja alles gut werden! . . .

Georg nickte mit unbeweglichem Gesicht. Aber der Rechtsanwalt wurde das quälende Gefühl nicht los, jemand mache sich über ihn lustig.

Inzwischen ging die Verhandlung einen flotten Gang. Zu beweisen oder zu erforschen war ja nichts. Die Zeugen wurden vernommen, die Polizisten, die Georg verhaftet hatten, und eine andere Gruppe, die den Mord in der Wohnung der Poppe entdeckt hatte. Dann kam der Portier des Hauses, der nichts gehört hatte, Ella, der in Tränen die Stimme versagte und die ja auch nichts wußte. . . . Und schließlich traten die gerichtlichen Sachverständigen an. Der eine dozierte in einer überflüssig langen Rede, wie der Mord geschehen wäre, und sein Kollege äußerte sich zu der Frage, ob man aus der Richtung des Todesstoßes, ebenso aus der Kraft, mit der er geführt war, auf den Impuls schließen könne, der dem Mörder die Hand geführt habe. Ob daraus mit einiger Sicherheit Schlüsse zu ziehen seien hinsichtlich der Frage, ob vorsätzlicher Mord oder aber Totschlag im Affekt anzunehmen seien. Der Sachverständige verlor sich bei seiner Erörterung derart in juristische Spitzfindigkeiten — obwohl er Arzt war —, daß zum Schluß niemand recht klug aus seiner eigentlichen Ansicht geworden war. Am wenigsten die Geschworenen, die bald den Mörder, bald die ihnen vorgelegten Photographien von der schlimm zugerichteten Leiche betrachteten und offensichtlich empört waren.

Danach kamen die beiden Psychiater zum Wort. Sie bekundeten übereinstimmend, sie hätten den Angeeschuldigten zwar, wie das ja in solcher Stimmung wohl auch erklärlich sei, still und etwas bedrückt gefunden, aber irgendwelche Symptome, die auf verminderte Zurechnungsfähigkeit oder auf Geisteskrankheit hindeuteten, wären ihnen nicht aufgefallen. Der Angeklagte habe im Gegenteil den Eindruck eines zwar verschlossenen, aber geistig geweckten, geradezu intelligenten Menschen gemacht, der sich der Folgen, die sein Handeln nach sich zögen, wohl bewußt sei. . . .

Während dieser Ausführungen hatte Kurt von Solfershausen unablässig auf seine Notizen hinabgeblickt. Den Jammer der Schwester dieses Verlorenen konnte er nicht mitansehen.

Nach der Anklagerede des Staatsanwalts, der natürlich auf „Schuldig“ plädierte, ließ der Präsident, der noch keinen Augenblick sein behagliches Dreinschauen verloren hatte, sein stereotypes: „Bitte, Herr Rechtsanwalt!“ vernehmen.

„Meine Herren Richter und Geschworenen! . . . Was ich Ihnen zu sagen habe, ist nicht viel, aber mich dünkt, daß es sehr, sehr inhaltreich ist. Ich verteidige vor Ihnen einen Mann, der selbst eingesteht, einen Mord begangen zu haben. . . . Was ist da noch zu verteidigen? Der Mord? nein, das gewiß nicht! . . . Aber wenn auch der Mord in jedem Fall die verabscheuenswürdigste Tat ist, die ein Mensch begehen kann, so fragt es sich doch bei der Beurteilung eines solchen Verbrechens vor allen Dingen: hatte der Mörder die Absicht, den Mord zu begehen? Ging er hin mit dem finsternen Willen zu morden? oder hat erst ein Moment, den niemand voraussehen konnte, ihn dazu veranlaßt, die Mordwaffe zu erheben, diese gräßliche Tat zu verüben? Und da, meine Herren Geschworenen, kommt vor allen Dingen die Mittäterchaft eines anderen in Frage! Jenes grünen Heinrich, dessen Existenz nicht allein das Verbrecheralbum aufweist, nein, den auch der Droschkenfutscher gesehen und erkannt hat, jener brave Mann, der dort auf der Zeugenbank sitzt und der hierher gekommen ist, um für einen vom Tode Bedrohten Zeugnis abzulegen! . . . Der grüne Heinrich, meine Herren Geschworenen, war der Komplize des Angeklagten! Ihm können wir es ohne weiteres glauben, daß dieser Grüne, einem finsternen Dämon gleich, auch der Vater jenes fürchterlichen Gedankens war, des Planes, die Frau Poppe zu berauben! . . . Die Poppe, das wissen wir aus dem Munde der Polizei, war eine Festbeule am Leibe der menschlichen Gesellschaft. Der Angeklagte hat seine Schwester, die er allein liebte, dort wiedergefunden, in diesem Hause des Lasters und der Verwerflichkeit. Da brach sein Zorn hervor, ein Flammen aus dürrer Gebälk, aber er tat dem Weibe trotzdem nichts! Im Gegenteil, er wurde geschlagen von den Deuten, die die Frau, die mit Trinkgeldern sehr freigebig war, beschützten. . . .“

Kurt von Solfershausen mußte unwillkürlich, zum Richterisch hinsehend, innehalten in seinem Plaidoyer. Er sah, wie der Vorsitzende die Hand leicht vor den Mund hielt und gähnte. . . . Und der junge Rechtsanwalt war viel zu ehrlich, als daß er nicht selbst den Klang seiner hohlen Worte herausgehört hätte. . . . Er referierte Tatsachen. . . . er brachte vor, was alle längst aus den Zeugenausagen wußten! Das Feuer fehlte seiner Rede, die eigene Ueberzeugung, die die anderen mit fortriß, die mangelte. Wo waren denn all die schönen Gedanken und Wendungen geblieben, die er sich zurechtgelegt hatte? . . .

Ganz verzweifelt fuhr er fort zu sprechen. Aber nun wurde er wärmer, und bald sah er, daß er die Hörer hinriß, daß die Geschworenen erst und dann auch die Richter aufhorchten, und daß Beifall in ihren Mienen winkte, als er mit den flammenden Worten schloß:

„Denken Sie an die Jugend des Angeklagten, meine Herren, der nur in einem Moment geistiger Verwirrung, vorwärts gestoßen von einem Teufel und seiner Sinne nicht mächtig, sich hinreißen ließ, fremdes Leben anzutasten! . . . Und denken Sie an den unermeßlichen Jammer der Eltern, die ihr Kind unter dem Beile des Henkers zittern sehen! Seien Sie barmherzig und glauben Sie diesem Unglückseligen, daß er nicht morden wollte, daß er nicht wußte, was er tat! . . . Sprechen Sie ihn frei vom Morde!“

Jetzt kam eine kurze Replik des Staatsanwaltes, der sich schon vorhin bei seinem Plaidoyer mit knapp zehn Minuten begnügt hatte. Kurt von Solfershausen erwiderte geschickt. Und dann verstattete der Vorsitzende den Angeklagten zum letzten Wort.

Georg erhob sich. Sein Gesicht zeigte einen kühl überlegenen, fast gleichgültigen Ausdruck. Er redete niemand an. „Ich soll die Frau ermordet haben?“ sagte er mit trockener Stimme, „aber ich war's nicht! Ich bin unschuldig. . . .“

„Also gut,“ unterbrach ihn der Vorsitzende, „ich erkläre hiermit die Verhandlung — — —“

Da aber erhob Georg gebieterisch, fast drohend, den Arm. „Ich habe noch etwas zu sagen!“ Seine Stimme schwoll an. „Ich bin unschuldig, denn der Grüne, der . . . der stand da! . . . und der Gedanke . . . den er hatte . . . der kam . . . der Gedanke kam zu mir und der drückte . . . drückte meinen Arm . . . meine Hand . . .“

„Hören Sie mal, Angeklagter,“ fiel der Vorsitzende ein, „wir sind hier in keiner kritischen Sitzung, verstehen Sie? Sie scheinen Ihre Tat mit Hypnose erklären zu wollen... na, ich bin gespannt, ob die Herren Geschworenen Ihnen auf dieses mystische Gebiet folgen wollen.“

„Ich bin unschuldig!“ wiederholte Georg, dessen Gesichtszüge sich belebten und dessen Augen flackerten.

„Ich war's nicht... der Grüne...“

„Also ich erkläre die Verhandlung jetzt für geschlossen!“

„Ich bin unschuldig!“ brüllte Georg, dem sofort die Polizisten auf den Leib rückten.

„Ich lasse Sie geschlossen abführen, Angeklagter, wenn Sie nicht augenblicklich stille schweigen!...“ sagte der Richter und ebenfalls mit starker Stimme. Dann belehrte er die Geschworenen über die Stellung der einzelnen Schuldfragen und über die Art ihrer Beantwortung.

Darauf verließen die Volksrichter den Saal.

Georg saß ganz ruhig da, er tippte nur leise mit den großen Fingern seiner linken Hand auf die Bank.

Kurt von Solfershausen wußte, daß nach dem Konter mit dem Präsidenten und Georgs törichter Verteidigung das Spiel verloren war. Er wagte kaum, zu Ella hinzublicken, die das Taschentuch vor den Augen hielt und in sich zusammengesunken da saß.

Seinen überreizten Nerven kam es vor, als wären die Minuten Meitropfen, die langsam herunterfielen.

Da traten die Geschworenen wieder ein. Der Obmann verkündete das Urteil:

„Hat der Angeklagte die Tat mit Vorsatz und Ueberlegung ausgeführt? — Ja!... Er ist des Mordes schuldig!“

In demselben Augenblick erfüllte den weiten Raum ein Gebrüll, ein Geseul, daß alles von den Sitzen emporfuhr... schäumend und tobend wollte der Angeklagte über die Barriere, auf die Geschworenen los!

Die Richter beugten sich instinktiv zurück. Der Vorsitzende selbst war aufgesprungen und hatte hinter seinem Sessel Deckung gesucht.

Aber die Beamten rissen Hellwig zurück... eine Menge Schutzleute waren da; man wußte nicht, woher sie auf einmal alle kamen!

Der Präsident ermahnte und drohte — er hätte ebensogut einem von hundert Pfeilspitzen getroffenen Tiger zureden können.

Georg brüllte und schrie und seine heifeste Stimme überschlug sich in rasenden Beschimpfungen des Gerichts. — Doch die Meute der Justiz hielt den Verurteilten zurück, daß es dem Gericht möglich wurde, das Urteil zu fällen, das auf den Tod lautete. . . .

Drüben auf der Zeugenbank weinte und schluchzte die arme Ella neben ihrer Mutter, die man ohnmächtig hinausstrug.

Dann, während andere Schutzleute das Publikum zurückdrängten, bewegte sich ein Gendarmenknäuel, den gefnebelten Georg Hellwig in der Mitte, durch den breiten Korridor nach dem Untersuchungsgefängnis zu. . . .

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

7 Der Totengräber.

Von Josef Kuederer.

Schon hatte er die Klinke in der Hand, da fiel sein Blick durch die offenstehende Tür auf den Herrn Meier. Erregt hielt er ein und sah genauer hin. Nein, es war kein Zweifel, das Gerippe bewegte sich langsam im roten Widerschein der Herdflamme. Mit angehaltenem Atem ging der Totengräber darauf zu.

„Was is, Meier?“ fragte er leise. „Wilst fort? Sag's, sag's!“

Der Freund grinsten ihn forderbar an. Aus den Augenhöhlen kam es heraus wie Verheißung und Leben. Glühend stieg es dem Friedl zu Kopf. Der Herr Meier belog ihn nicht — ein Todesfall stand bevor, das wußte er jetzt. Heute, morgen oder übermorgen. . . . Aber wen traf es? In felsamer Aufregung blickte er noch einmal auf das Skelett. Plötzlich überließ es ihn eiselt.

„Ich geh zum Godinger,“ stieß er heraus und sah nach der Klinke.

„Net zum Kranglwirt?“ fragte die Frau.

„Na, zum Godinger, wenn i sag!“

Damit schlug er die Türe zu.

Draußen war es stockfinstern. Die Nebel waren vom Friedhof weg über das ganze Dorf gezogen, alles verhüllt in undurchbringliches Schwarz. Keine fünf Schritte weit konnte man sehen. Erst oben in der Dorfstraße brannte eine Laterne, die auf kurzen Umkreis ihr elendes Licht warf. Still und einsam lag das Dorf wie am Mittag, nur da und dort zeugte ein schwacher Schimmer hinter verhangenen Fenstern von Leben und Wachen. Eilig trieb es den Friedl weiter. Vor seinen Augen stand noch immer das Totengerippe, wie es ihn eben angeblickt hatte, und es schien ihm zuzulüftern: „Geh schnell, geh schnell, es ist ein guter Abend. Geht oder nie!“ Und Friedl folgte seinem Rat. Nur auf der großen, hölzernen Brücke inmitten des Dorfes hielt er ein und horchte hinaus in die gähnende Finsternis. Das war ein Höllenlärm in der tiefen Nacht! Todend und brüllend stürzte es herab von den Bergen, das entfesselte Element, und weiter wälzte sich's durch das Dunkel wie Tod und Verderben. Wüchtig prallte es gegen die Pfeiler, daß die Brücke in allen Fugen krachte. Auch der heilige Nepomuk auf dem niederen Geländer, den eine Anpelt beleuchtete, schwankte verdächtig hin und her.

Aufgeregt blickte der Friedl ins Ungewisse hinein.

„Wer da 'nunter fällt, der kommt nimmer 'raus,“ sagte er und wieder fuhr es ihm dabei gar sonderbar durch den Kopf.

Dann setzte er sich in Bewegung und eilte zur Kneipe. Sie war besser besucht als gewöhnlich. Hastig überflog Friedl den rauchigen, schlecht erhaltenen Raum. In der einen Ecke saßen mehrere Holznechte, daneben an dem längeren Tisch lärmte der angetrunkene Rest der Reichenschmausgesellschaft, der sich zu einem letzten Trunk beim Godinger eingenistet hatte, und dort am Ofen lauerte der, den der Friedl suchte, der Großvater. Er gab kaum ein Zeichen von sich, als sein Sohn in die Stube trat, aber der Totengräber merkte ganz gut, daß er ihn sofort erkannte hatte.

„Grüß Gott beinand,“ rief der Friedl.

Halb erstaunt, halb verlegen wurde sein Gruß erwidert. Die Hauptgesellschaft verstummte wie eine Schule, wenn der Lehrer ins Zimmer tritt, und steckte die Köpfe zusammen. Friedl sah genauer hin. Es waren mehrere junge Burschen in Feiertagskleidern, und unter ihnen bemerkte er auch den Wädlinger Wicht, den er heute bei einem Haare schon der ewigen Ruhe übergeben hatte. Das passte zu Friedls Stimmung. Mit dem Rücken gegen die Wand setzte er sich zu den Holznechten und stemmte die Arme auf den Tisch.

„Gib mir 'n Schnaps her, Godinger, und schau net so dumm d'rein, als ob Dei' Bua aus'n Zuchthaus 'rauskommen wär!“

Der Wirt humpelte mit dem vollen Glas herbei.

„Wunderst Di, ha,“ lachte der Friedl, „daß i a amal 'rein geh zu Dir? Ja, ja jetzt werd's anders. Is der Vater alleweil kommen bis jetzt, kommt a amal der Sohn, und wennst D' no a bissel wartst, vielleicht a no der heilige Geist!“

Die Holznechte lachten und stießen mit ihm an. Nur Wicht und seine Krumpans verhielten sich still und glockten angetrunken herüber. Der Totengräber hielt ihnen ein neues Glas hin:

„Geh, Wicht, mußt net so daisig breinschaun. Hab Di ja net ganz eingraben, bist ja no davonkommen für diesmal!“

Schwerfällig erhob sich der Gerausene:

„Stad bist... ganz stad bist... Von derer G'schicht will i nig mehr hören!“

„Des glaub i,“ lachte der Friedl.

Wicht beruhigte sich nach nicht. Er versicherte sich durch einen schnellen Blick, daß alle seine Freunde zugegen waren. Zehn Mann hoch saßen sie da, lauter trockne, kampfbereite Burschen mit festen Schädeln und langen Messern. Da konnte sogar der Friedl nicht handhalten, wenn es etwas abgeben sollte.

„Menagier Dich,“ schrie er deshalb laut und frech, „und komm uns net g'nah, Du Totengräbersg'sell, Du verfluchter.“

„Oho,“ lachte Friedl. „Wer seib's denn Ihr?“

„Wir san ehrjame Bauernsöhne und lassen uns net der Flecken.“

„A, was? Hasefuß seib's, elendigel!“

Wicht wollte etwas näher.

„Was san wir? Hasefuß san wir? Du meck Dir's, Totengräber, da herin bist Du fein net der Herr, da hab'n wir g'reden. Verstehst mi?“

Ein schallendes Gelächter war Friedls Antwort.

„I bin überall Herr! Wer mir in Weg steht, den räum' i weg, und is's, wer's mag.“

Er hatte immer an Wicht vorüber seinen Vater angeblickt. Der Bursche aber bezog alles auf sich:

„So, des meinst D'?“ brüllte er und rückte wieder näher.

„Bist auf, daß wir Di net...“

Da gab ihm der Totengräber einen Stoß, daß er taumelnd zurückschlug.

„Geh, Hanswurst Du, laß mir mei Ruh!“

Der Wicht wollte etwas erwidern, aber einer seiner Freunde zog ihn eilig auf die Bank nieder und hielt ihm den Mund zu.

Der Totengräber sah kaum nach ihm hin. Auf einen Zug stürzte er eine neue Ladung hinunter und verlangte ein frisches Glas.

„Sausen woll'n wir, so lang's noch geht,“ schrie er und trommelte mit den Fäusten auf den Tisch, daß die Gläser und Krüge tanzten.

Er kannte sich selbst nicht mehr. Ein sengendes Feuer brannte ihm verzehrend durch Mark und durch Hirn, mid die ungeschorene

Fülle einer riesigen, nie empfundenen Latkraft schwellte ihm die Brust. Mit blühenden Augen blickte er herum. Hier sah der Alte, stumpf und zusammengekauert, dort wieder sah er das grellbeleuchtete Skelett. Ganz in der Ferne aber glaubte er die Wasser rauschen zu hören, die unter der morschen Brücke hindurchsausten, alles vernichtend, was in ihren Weg kam. Sei, heil! Wie ihm das in den Ohren klang, so wild und schaurig, daß er gern hell aufgebubelt hätte vor Freude und Erwartung. Heute gab's noch was, so was Rechtes und Festes, daß alle Berge im ganzen Landkreis auf drei Stunden weiter vom Dorf rüdten. Wie es tobte, wie es gischte dort drüben am Bach, als ob es aus Ende der Welt ginge. So liebte es der Friedl.

„Ob a Gitar' her, Birt,“ schrie er. „G'schwind, g'schwind.“ Alle drehten über rasch die Köpfe zu ihm. „Gast net g'hört, Godinger?“ schrie der Friedl. „A Gitar' will i haben. I möcht Ent a Musl machen.“

„Immer erstaunter blickten die Anwesenden auf ihn. Der Totengräber zum Tanz aufspielen — das war noch nicht dagewesen. „Was spielt denn?“ schrie einer.

„Werst's scho sehn.“
„Da kannst nix,“ höhnte der Michl.

Mit eigenartigem Lächeln schielte der Friedl zu ihnen hinüber. Er ergriff das verstaubte Instrument, das der Wirt von der Wand genommen hatte.

„Müssen wir's halt amal probiern, ob i's no kann, nach de freundschaftlich Jahr, wo i nimmer g'spielt hab.“

Und nun stimmte er die übriggebliebenen drei Saiten. Es klang schrill und unharmonisch durch die Stube. Friedl riß und zog immer heftiger, während er aufgeregt nach der Türe blickte. Den anderen dauerte es zu lang.

„Auf wen wartst D' denn noch?“ fragte einer der Holznechte. „Auf mein' Bub'n,“ lachte der Friedl, „dem möcht i heut a amal was aufspielen.“

„Nun, der wird scho kommen,“ schrie der Michl.
„Hoffen wir's“ sagte der Totengräber und sah fest auf den Großvater.

Dann setzte er sich ferngerade und schlug eine eintönige Melodie an, die sich im holprigen Tangtakt immer wiederholte. Sein Gesicht war nachdenklich geworden, und manchmal zuckte es höhnisch in den Mundwinkeln.

„Das soll wohl gar Schnadahüpf'n gebn?“ rief einer spöttisch. „Jawohl,“ antwortete der Totengräber, „richtige Schnadahüpf'n. So lustig, wie's es no keine g'hört hab't.“

Und und lob er die Gitarre auf, öffnete den Mund und sang mit einer harten, tonlosen Stimme:

„Die Nacht is da,
Und der Tod, der is nah,
Und die heutige Feier
Arrangiert der Herr Meier.“

Schallendes Gelächter von allen Seiten unterbrach ihn. Alle lagen sich hin und her.

„Saubumm!“ schrie der Michl und lachte, als ob es ihn zerreizen wollte.

Der Totengräber verzog keine Miene und griff wieder in die Saiten. Langsam und wohlüberlegt kam sein Vortrag heraus, Seite für Seite:

„O, Freund', geh's net 'naus,
Denn drauß, vor'm Haus,
Da geht er jezt 'rum
Und schaut nach Euch um!“

(Fortsetzung folgt.)

Münchener Maler bei Gurlitt.

Sie alle, die Feldbauer, Eler, Münzer, Weisgerber — sie sind uns seit Jahren durch die „Jugend“ stärker als je eine Künstlergruppe, im ganzen Umfange ihres Schaffens zugänglich gemacht — sie sind uns so geläufig geworden, daß selbst das größere Format ihrer Originale gegen die verkleinerten Reproduktionen wenig den Darstellungen hinzuzufügen hat, die wir uns längst von ihnen machten.

Sie sind, eben durch ihr Publikationsmittel, mit ihren Arbeiten in einer vorher nicht gekannten Weise als lebende Künstler zur direkten und nachhaltigen Wirkung gekommen, alles was sie begehren, ist gleichsam Allgemeinut geworden, und daher rührt vielleicht unsere Entschöpfung dieser immer gleichbleibenden jugendlichen Kunst gegenüber. Ihre historischen Verdienste, die Höhen trodener Konvention zertrümmert, die Schulperücken zu den nun breit geöffneten, Licht und Luft einlassenden Fenstern hinausgeworfen zu haben — die befreiende Entfesselung der unterdrückten natürlichen Instinkte, die Entfaltung freudigen Lebens in Form und Farbe, das schien ihre Mission — sie ist erfüllt und ihr Werk vorerst damit abgeschlossen.

Sähen wir von dieser ihrer popularisierenden Erzieherfähigkeit durch die „Jugend“ ab, hätten wir nur diese Ausstellungen ihrer

Werke zu betrachten, wir tämen nicht mehr zu einem uneingeschränkten Beifall.

Noch immer freilich spüren wir ihre Blutfülle, ihre Gestaltungs-kraft, ihren wunderbar abgerichteten Farbensinn und ihre unverwundliche naive Hingabe an den sinnfälligen Genuß. Sie sind durchweg Maler ersten Ranges, wenn man mit Meier-Gräfe den ursprünglichen Zweck der Malerei darin sieht, durch Farben Lustgefühle im Beobachter zu erwecken. Aber wir können uns ja nicht enthalten, von den Malern, die wir „Künstler“ nennen, auch „Kunjt“ zu verlangen und Kunstwerke.

Und da wird es uns vor diesen schönen Bildern, so starke Lustgefühle sie erwecken, recht klar, Kunst im eigentlichen, reinen Sinne ist dieses nicht — allenfalls recht schönes Handwerk.

Zunächst spürt man in sich den Wunsch, wenn man all die farbigen Redereien gesehen, daß man doch einmal bei ihnen etwas „Größe“ finden möchte, und nicht nur im Format, Wöfen, Ernst, Jörn, eine Leidenschaft, die nicht um Hüften und Baden eines „Gespuß“ geht.

Bilder von der Oberfläche könnte man sie nennen, für Fasching-feste schnell hingeworfene Dekorationen. Wie schön und stark wirken diese „Kunjt“ von Ruzh in ihrer breiten, eindringlichen Flachigkeit, ihnen fehlt aber dadurch die Tiefe; so schnell wie der Eindruck gewonnen, zerrinnt er. Wir dürfen uns nun, da der Widerstand gegen die Bewegungsfreiheit der Kunst nicht mehr geschlossene Abwehr verlangt — uns endlich zum Bewußtsein bringen, daß das hier nicht „Kunst“ ist, wie sie uns allen mehr oder minder deutlich vorschwebt: ein Vereinen aller Kräfte auf Bewältigen der Aufgabe, ein letztes Können, ein Geschöpfen aller Möglichkeiten. Dies hier aber sind uns erst geschickte, talentvolle Fingergriffe, schöne, reine Akkorde — die wohl zusammengefügt und sinnvoll bearbeitet, den Anfang eines Kunstwerkes bilden könnten.

Wir beraubten uns eines wertvollen Zielpunktes, wenn wir die Zwecke der Malerei einfach auf die Kunst übertragen würden. Man kann einige Piegelsteine malen und es kann uns ein Kunstwerk sein — nicht also die Stoffe schreiben wir vor, aber den Ernst des Willens zum Kunstwerk.

Die Jollern und anderen Begleiter der Künste sehen den Zweck der Kunst im Stärken ihrer Dynastie; wir verlangen nicht von der Kunst, daß sie derart Partei nehme, wohl aber verlangen wir von ihr, wenn wir sie ehren sollen: Strenge gegen sich, ein Kämpfen und Ringen um die Vollendung, ein hohes Ziel. Führer und Vorkämpfer sollen sie in ihrer Art sein.

Diese aber sind anscheinend hoch befriedigt, wenn sie sich wieder eine lustvolle Kata morgana vorgegaukelt haben. Ist das große Bild von Leo Ruzh „Hinter den Kulissen“ nicht jene Scheinkunst, die wir unter dem Schlagwort „Gartenlaubkunst“ eben zum Tempel hinauscheuchten? Auch jene Künstler hatten eine sehr tüchtige Technik, und weniger gegen diese, als gegen den oberflächlichen Geist kämpfte man an.

Betrachten wir gegen diese pompösen Dekorationsbilder, deren Breite und Ausdehnung eben zu ihrem Gehalt in schreiendem Mißverhältnis steht, den kleinen Trübner. Ein recht stilles, anspruchsloses Strichchen Natur. Ein Nichts gegen die lyrischen Landschaften Eichlers. Eine graue Straße, ein Baum, eine parallel laufende Seeoberfläche und warme Luft. Warum macht dieses Bildchen so ernst zur Betrachtung, lockt zur Vertiefung, wo man bei Eichler sich hütet, die erzielte Illusion durch scharfes Hinschauen zu zerstören? Ist es der Mangel an jener banalen Schnelligkeit, ist es nicht seine fühlbare Schwere im Eindringen und Ersaffen der Natur, gegen die gar zu mühelos geschickten Arrangements der Münchener? Es mag freilich auch sein, daß das Uebermaß an gefälligen, gar zu primitiven Wirkungen, an Volksliedton und Poesie, gleichsam im Fabrikbetrieb bei Eichler den Genuß fast aufhebt und ins Gegenteil verkehrt.

Trübner ist verhaltener, er hat nicht so viel Phantasie und läuft dem Poetischen in der Natur nicht so nach wie Eichler, und merkwürdig genug entströmt seinen nur sehr ernst gesehenen Landschaften ein viel feinerer Duft von Poesie.

Man betrachte dann Adolph Münzer's „Blumen und Federn“. Schon diese Bezeichnung für die Porträts einer Mutter und Tochter sagt alles. Welcher Aufwand an Geschmack, Farbenskultur um ein Strumpfband, und welche Anmut im Gestalten eines Menschengeichts, als wäre es ein Stück Hutband! Man kann sehr wohl Modedamen und Banale, oberflächliche Menschen wie diese porträtieren, und sie sind sicher so interessant zur Charakterisierung wie andere. Vielleicht dürfte sich der Künstler auch damit rechtfertigen, daß er sagt, gerade diese oberflächliche Behandlung entspräche ihrem inneren Wert; wir werden doch sagen, wer so unermüdlich dem schönen Schein nachgeht, so ausschließlich das elegante „Nichts“ darstellt — identifiziert er sich nicht mit ihm?

Weisgerber's Waldgesellschaft mit dem Akt gibt bestimmt einen recht starken Natureindruck, und gar Feldbauer's Pferdebilder gehen mehr als nur materische Zuspessionen, sie erschöpfen schon ihren Stoff zientlich, aber so sehr wir die blendenden Vorzüge ihrer Malerei und ihrer Kompositionsgabe anerkennen, weder sie noch Eler's Bilder erzwingen Ehrfurcht, und doch ist es, die wir vor jedem Kunstwerk verspüren möchten. Ein Bild wie Münzer's „Bildnis in Grün“ ist, als Dekoration betrachtet, eine prächtige Leistung. Aber ist ein Porträt nur eine Wanddecoration wie ein Teppich? Würden die alten Meister auch schon nach fünf

Minuten so gleichgültig, versinken wir nicht im Gegenteil mit jeder Minute tiefer in ihren Reichtum?

Bei Münzer und den anderen haben wir, so groß auch die Bildflächen sind, immer erst eine oder einige der blitzschnellen Aufnahmen des Malerauges vor uns — erst Hunderte davon gesammelt und ineinanderverschmolzen, ergäben ein „Kunstwerk“, eine Vollendung dieses Gegenstandes. Diese aber sind mit dem einen Impression bereits ganz zufrieden und am Ende ihres Wollens.

Ferner ist im Salon erstmalig Carlo Böcklin ausgestellt, bedeutend wegen seiner auffälligen Unbedeutendheit im flüchtigen Wiederholen ganz nebensächlicher Landschaften. Es ist nicht angenehm, an derselben Stelle, an der die großen Visionen seines Vaters dem Hohngelächter der noch stark preußisch klassizistischen Kunstwelt standhielt — den Sohn achselzuckend ablehnen zu müssen.

Der Frankfurter Zeichner hält noch recht ängstlich an den Traditionen der gefährtesten Zeichnung fest; er ist malerisch noch recht zurück, so sehr man sich seiner Leichtigkeit und ehelichen Wärme erfreut.

Ansätze zu bedeutenderer Vertiefung der Malerei nach dem Gehalt hin bieten wohl des Freiherrn v. Schanachs Werke, aber als fertige Arbeiten sind sie doch leider bedenklich unfertig. Neben schönen Begabungsproben stehen Zeugen eines Unvermögens, die Arbeit gleichwertig durchzuführen, neben richtiger Naturbehandlung Kulissenmalerei. Dem „weißen Pfau“, wie dem „Knaben mit dem Löwen“ wird man starken Gehalt nicht absprechen. Bei so erstem Kunstwillen wäre es sehr bedauerlich, wenn der Künstler nicht zur Beherrschung der Mittel käme.

Einen ungetrübten Genuß bieten die Landschaften des Düsseldorfers K u l l. Was geht uns schließlich seine Malweise an, wenn sein „Einsamer Baum“ und so eigene Luststimmungen voll wunderbarer Reize übermitteln kann. Und gar erst seine „Kirche“ rechtefertigt diese Technik, die das Vibrieren der Lichtwellen auf den Steinen so ursprünglich vorführt, daß man die von den Mauern zurückgestrahlte Wärme zu spüren wähnt.

Vielleicht überschätzen wir das einer Maler-Generation Mögliche. Vielleicht tun wir diesen Künstlern unrecht, wenn wir von ihnen, die immerhin die Waffen schmiedeten, schliffen und blank hielten, auch bereits die Kunst verlangen, die sie vielleicht selbst mit uns ersehen, die uns über den Alltag hinausführt und Ziele und Hoffnungen gibt, Willen und Kraft für unsere Kämpfe. Mehr als eines der Bilder gibt uns doch die Gewißheit, daß wir vor einer Zeit der Reife stehen — der Vollendung auch in der Malerei.

P. G.

Der Golfstrom.

Immerwährend wird vom Golfstrom gesprochen; jedermann erwähnt ihn, wenn die Rede ist von dem milden Klima der westeuropäischen Küsten bis zum hohen Norden hinaus. Aber kaum jemals hat einer eine richtige Vorstellung davon, was der Golfstrom eigentlich ist, und wie er sich den Blicken des Seefahrers zeigt. Diese merkwürdigste Wasserströmung der Erde ist reizender als der Mississippi, breiter als der Amazonasstrom, ist länger als diese beiden Flüsse, der Congo und Nil zusammengenommen. Seine Ursprünge liegen fern auf der südlichen Halbkugel, beim Kap; als südatlantische Strömung fließt er nordwärts bis zum Ufen von Guinea, überschreitet dann als Äquatorialströmung den Atlantischen Ozean an der Südseite des Äquators und strömt in vielen, durch den westindischen Archipel verursachten Armen in den Golf von Mexiko. Wenn er diesen durch die Floridastraße verläßt, beschleunigt durch die Zusammenpressung seines Wasserschwals in der engen Straße, erhitzt durch die Tag für Tag auf ihn herabstrahlende Tropen Sonne, mit einem wunderbaren, intensiven, leuchtenden, nirgends sonst auf der Erde in dieser Farbenpracht vorkommenden Blau sich von den Fluten des Ozeans abhebend, so ist er das größte Wunder, das das tausend Wunder bergende Weltmeer herborgebracht hat. In südlichen Ländern gibt es blaue Seen, über denen in ewigem Blau der Himmel lacht, die von linden Küsten umspielt sind, und die das Paradies auf Erden darzustellen scheinen. Aber deren Schönheit verbläht vor der unbegreiflichen Herrlichkeit des Golfstroms, vor diesem fließenden, schimmernden, warmen, in Myriaden von Sonnenblitzen sich spiegelnden Meeresflusse. Und unter allen seinen Herrlichkeiten ist die größte, unbegreiflichste, die Farbe. Es gibt keine Sprache, die deren Schönheit schildern, ihre tausend Nuancen wiedergeben, ihren Glanz beschreiben könnte; es gibt auf der ganzen Welt kein Blau, das es mit dem Blau des Golfstroms an Farbenwirkung aufnehmen vermöchte; mit diesem Blau, das alles umfaßt, was der Farbensinn eines Böcklin unter diesem Begriffe verstehen, was künstlerische Phantasie in blauen Reflexen ausdenken könnte. Des Golfstroms Farbe erschöpft alle Stalen vom lichten Himmelblau zum leuchtendsten Azur, vom violetten Ton prangender Weichenseite bis zum tiefen, satten, fast schwarz sich spiegelnden Ultramarin. Alle Himmelsfarben sind in ihm vereint: vom matten Blau des deutschen Frühlingshimmels bis zum kräftigen Azur, das sich über den Fluten des Gardasees ausbreitet, vom grünlichen Blau des Firmaments an nordischen Meeresküsten, bis zum grellen, flammenden, leuchtenden Blau des Tropenhimmels.

Lascadio Geary, der phantastische Schilderer des Landes der

aufgehenden Sonne und der Kirichenblüte sagt von der Herrlichkeit des Golfstromes: „Für mich ist der Anblick eines lebhaften Blau stets von einer wahren Gemütsbewegung des Entzückens begleitet. Einmal steigerte sie sich zur Ekstase, das war, als ich zum ersten Male den Golfstrom sah. Seine magische Großartigkeit machte mich an meinen Sinnen zweifelnd; ein flammendes Azur, als wären eine Million Sommerhimmel zu einer reinen, fließenden Farbe kondensiert.“

Der erste Entdecker des Golfstroms nahe an seiner floridantischen Enge war Francisco de Alaminos, der Pilot des Ponce de Leon. Er sah ihn am 22. April 1513. Bis zum 17. Jahrhundert hieß er auf allen Karten Canal de Bahama, und unter diesem Namen beschrieb ihn im Jahre 1600 Herrera. Dann kamen die zwei Jahrhunderte, in denen die Küste Nordamerikas entdeckt und besiedelt wurde. Aber das Wesen des Golfstroms vermochte keiner unter den vielen Seefahrern zu ergreifen. Erst dem scharfen Verstande Benjamin Franklins enthüllten sich Ursachen und Eigenschaften dieser Meeresströmung, der Franklin auch zuerst ihren jetzigen Namen beilegte.

Die Breite des Golfstroms schwankt zwischen 50 und 160 Kilometer; man darf sich unter ihm also nicht einen einfachen, ein paar Kilometer breiten Fluß vorstellen. Er ist ein Meer, das sich in schneller, fließender Bewegung befindet, und das sich an den Rändern haarscharf von den Fluten der See abhebt. Man vermag genau mit dem Auge die Grenze zu erkennen. Ja, noch mehr: an der Küste Nordamerikas, wo westlich vom Golfstrom die arktische Labrador-Strömung nach Süden fließt, ist die Trennungslinie so scharf, daß ein Schiff, das die Grenze der beiden Strömungen durchschneidet, zu gleicher Zeit am Bug 21 Grad, am Heck 44 Grad Celsius Oberflächen-Wassertemperatur messen kann. Im Karibischen Meere ist das Wasser des Stromes 30 Grad Celsius warm; in der Floridastraße hat es selbst im Winter 25 Grad, in 33 Grad nördlicher Breite 24, in 40 Grad nördlicher Breite 19½, in 42 Grad nördlicher Breite 16½ Grad Celsius. Im Sommer steigert sich die Oberflächentemperatur des Wassers auch in der Floridastraße auf 28,3 Grad. Die Tiefe des Stromes geht bis zu 800 Metern hinab; doch ist nur das obere Drittel von großer Wärme. Die unteren Schichten des Golfstromes sind kalt, entsprechend dem allgemeinen Gesetz der Meeresemperaturen, die beeinflusst sind durch den großen Kreislauf des Wassers im Ozean. Am Äquator fließt das Oberflächenwasser, das von der Tropen Sonne erwärmt ist, nach den Polen ab, während von dort die kalten Fluten in der Tiefe dem Äquator wieder zufließen. Den Anstoß zum Abströmen der Äquatorialfluten nach den Polen geben die Luftströmungen, und das Zurückfließen des Polarwassers bildet nur eine korrespondierende Bewegung. Die Geschwindigkeit der Strömung schwankt zwischen 4 und 8 Kilometer in der Stunde. Sie wird da am stärksten, wo, wie in der Floridastraße und zwischen den Karibischen Inseln, die Bahn eingengt ist. Die durchschnittliche Geschwindigkeit der Strömung schreitet in der Stunde etwa im Tempo eines bequemen Fußgängers, nämlich mit vier Kilometer.

Woher stammt nun das wundervolle Blau des Golfstromes? Man glaubt, daß diese Färbung von den feinen Schlammteilchen herrührt, die der Mississippi in den Golf von Mexiko trägt, und die der Golfstrom durch die Floridastraße in das Weltmeer entführt. Aber diese Erklärung genügt allein nicht. Denn schon vor seinem Eintritt in den Golf leuchtet seine Farbe in tiefem Blau, wenn dieses Blau hier auch noch nicht jene berückenden Tinten besitzt. Zur natürlichen Farbe des durch die Strömung reinerhaltenen Wassers wird auch noch die Spiegelung des blauen Himmels in der klaren Flut kommen, und die Reinheit der Atmosphäre über dem Ozean, die diese Farbe ungebrochen im Wasser reflektiert.

Wenn Europas mildes Klima lediglich dem Golfstrom zugeschrieben wird, so ist das doch eine erhebliche Ueberschätzung von der wärmenden Kraft dieses Stromes. Wir haben oben gesehen, daß seine Temperatur in höheren Breiten beträchtlich abnimmt, und es ist undenkbar, daß selbst ein Strom von 150 Kilometer Breite die Winterkälte eines großen Festlandes paralisieren könnte. Der Golfstrom als solcher kommt aber auch gar nicht bis an die Küsten Westeuropas. Auf seinem Wege über den Atlantischen Ozean nimmt seine Tiefe ab, seine Breite dagegen außerordentlich zu. Seine Strömung verlangsamt sich außerordentlich; aus dem Golfstrom wird die Golfstromtrift, die hunderte, ja tausende Kilometer breit den Nordatlantischen Ozean bedeckt, seine ganzen Gewässer überflutend, erwärmend und nordwärts bewegend. Zu der strömenden Kraft des Golfstromes tritt hier die polare Ablenkung der Äquatorialen Meeresfluten durch die Erdrotation. Denn wie die warmen Luftschichten vom Äquator nach Norden strömen, in gewaltigen Wirbeln den Ozean kreuzend, um so die Wärme der Tropen in unseren Nordwinter zu tragen, so strömt ewig das erwärmte Tropenmeer, im Golfstrom beginnend, und in der Golfstromtrift an unseren Küsten endigend, dem Norden und Nordosten zu und hält die Kälte des Polarmeeres von Europas Gestaden fern. Hier liegt das Geheimnis der ungleichen Erwärmung an der Westseite und an der Ostseite der Kontinente. Denn wie Westeuropa, so ist auch das westliche Nordamerika bis in den hohen Norden, an Alaskas Südküste, von warmen Fluten bespült, während Nordamerikas und Asiens Ostküsten im Banne eisiger Polarströmungen stehen.